

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

87 (30.3.1921) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Chinesisches Festeffen.

Von Norbert Jacques.

Das Festeffen fand um 5 Uhr im Hotel „Zur goldenen Aker“ in Eschmühlgasse statt. Wir waren 4 Europäer unter 25 Chinesen. Um mich, rechts und links, saßen zwei wohlbeleibte schöne Männer. Der eine, ergraut, hatte ein unendlich ruhiges und edles Gesicht. Er trug einen dunkelgrauen Rock aus Seide. Der andere, dessen Soutane aus einem blauen, schillernden und blumendurchwirkten Seidendamast war, schien ein lebenslustiger, genießerischer Mensch zu sein. Er mußte auch gleich einen „Pidgin“-Satz zur Begrüßung, und ich antwortete. Der Alte verbeugte sich dreimal und schüttelte sich selber die Hände. Dann warteten beide, bis ich saß, und lesten sich an.

Unten am Tisch zwischen Chinesen sah ich ein selbstaufgeputztes Singmädchen. Die Chinesen brachten es heran. Es zierte sich ein wenig. Der Dicke, Lebenslustige aber zog lachend seinen Stuhl zurück, ließ das Mädchen einen anderen hin und drückte es zu mir. Nun saß es da. Es hatte ein breites gewöhnliches Gesicht mit schönen, schlafgrauen Augen. Seine Haut war gepudert und rote Schieken waren lebhaft auf seine Wangen gemalt. Sein Teint hatte dadurch den etwas kalten Schmelz einer rotbetupften Alie. Aber die chinesische Art der Frauen, sich zu pudern und zu schminken, soll keine Mängel weitläufig, sondern geschieht nur, wie zur Erhöhung der Feiertagsfeier. Als allgemeine Sitte ist es zugleich Stil und gibt den Frauen einen Reiz, dem sogar das Persönliche genommen wird. Es sagt: Ich bin eine Frau! Einertel, was und wie ich sonst bin: eine Frau! Das Mädchen saß neben mir. Es sprach kein Wort einer anderen Sprache als der Chinesen, und meine Kenntnisse des Chinesischen langten noch nicht zu galanter Unterhaltung. So schwiegen wir und schauten uns an. Wir suchten das Fremde einer in den Augen des andern. Ich lächelte und sie lächelte auf einmal, als ob ich etwas sehr Komisches wäre. Sie lächelte und drehte sich weg, schaute wieder und lächelte wieder, indem sie sich abwandte. Ihr Kleid und ihre Haare waren aus einer schönen Seide, sehr hellgrün und mit verblühenden, eingewebten Quadraten und Punkten gemustert. Sie hatte ein breites Gesicht und eine dicke Gestalt. Aber ihre Hände waren schön und in ihren Bewegungen heiß wie verzauberte Blumen. Allmählich hatte mir uns genug angesehen, und das Mädchen allit mehr zu dem lebenslustigen Chinesen hinüber.

Da kamen drei andere Mädchen durch die Tür. Alle Chinesen lachten ihnen laut zu. Sie kamen herein wie Blumen. Sie waren winzig und zart, die eine in rosafarbenen Hosen und Jade, die andere verkleinert blau und die dritte dotterblumengelb. Sie hatten alle drei ihre Gesichter weiß und mit roten Schieken geschminkt, die Haare glatt und schwarz fest an den Kopf gekämmt und ein flach anliegendes Büschel Haare über die Schläfen gelegt. Rote Blumen steckten im Haar und grüne Nephritspangen. Kurz nach ihnen trat eine fünfte Chinesin herein. Sie hatte ein fünfjähriges Mädchen an der Hand, ein kleines, dickes Ding mit aufgeblähten Backen; es war gekämmt, geschminkt und gekleidet wie die anderen; ein Dirndlchen in Kinderkleidchen, eine Schülerin des Gelanges und der Liebe. Es wurde „angelernt“. Als es hereintrat und der dicke deutsche Kaufmann mit seinem guten unverheilichten, aber schnüchsig gebliebenen Herzen sie liebevoll begrüßen wollte, zog es zurück, wie vor einem Teufel, und begann zu heulen. Die Frau zog es auf den Arm. Diese Frau war schlank und

mager, in grauem Seidenkleid, mit einem schmalen und schönen Kopf und harten großen Augen, die nach waren wie kalte, geschliffene graue Achate glänzten. Sie beruhigte das Dirndlchen rasch. Die Mädchen setzten sich alle in eine Ecke zu einem Violinspieler. Dann begann die Kleine zu singen. Sie sang mit hoher dünner Stimme zu dem Geleit der Violinsaiten, und wenn sie nicht weiterkam, half ihr die Graue. Sie sangen danach alle, überhell und laut, und zogen die Melodien wie Gummibänder lang auseinander. Es war ein einfüßiges hochgepauntes Aufsteigen in den höchsten Noten, ein schreitendes, verzweifelltes Palmodieren. Wir verstanden es nicht. Es war ein Singen, wie von Geistern, die einen Sturm durchbohren wollen, begehrt fremd, ohne jemals in einem beruhigenden Wohlklang abzusehen, aufregend und peitschend.

Die Mädchen waren endlich fertig mit Singen und die Tischgesellschaft rief laut durcheinander: da, da! (gut, gut!). Im selben Augenblick wurde der Tisch gedeckt. Vor jedem lagen Ebenholzstäbchen mit silbernen Spitzen, ein mit Blümden bemalter Porzellanlöffel, eine Schale und ein Täschchen. Dann kam der erste Gang.

Der Komprador eines deutschen Handelshauses war der Festgeber. Er saß mir gegenüber, und neben ihm saß der rothaarige kleine Bayer, der erst seit drei Monaten in China war. Aber diesem lag die Seele des zauberischen Hofes China als ein Zwergepaß ägerlich im Weg. Er rühte ihr fröhlich mit den Straußendrücken seiner Heimat zu Leibe und hatte sie wiederholt ausgetreten. Der Gastgeber hob seine Gläserchen in der Hand hoch, verbeugte sich nach rechts und links und forderte zum Nehmen auf, indem er mit den Gläserchen auf die Schüssel zeigte. Er lagte verbindlich und legte dem rothaarigen europäischen Nachbar etwas auf den Teller. Der Bayer schaute ihn wütend an. Er sagte auf deutsch: „Leg mir eine Raibshax hin, Schines!“ Gut! Aber das da fröhlich selber! Wir schauten ihn an. Der rothaarige Europäer hielt das für harmonische Zustimmung. Er lächelte und sagte: „Seine Schweineborsten kann er mir bringen. Aber mit diesen Schweinereien soll er mir vom Beibe bleiben.“

Mein alter Nachbar verbeugte sich gegen mich, indem er seine Stäbchen hochhob und mir von dem ersten Gericht auf den Teller legte. Er erklärte mir zugleich, wie ich die Gläserchen handhaben müsse. Ich dankte ihm und tauschte auch mit dem lebenslustigen rechten Nachbar einen höflichen lächelnden Gruß zu Beginn und gutem Appetit aus. Die Diener brachten Hühnerfleisch. Sie waren mit warmem Reiswein gefüllt. Jeder Gast hatte eine Schüssel vor sich und ein kleines Beintäschchen. Die Nachbarn bedienten mich auch mit dem warmen Wein. Der rothaarige Europäer sagte lachend: „Ich muß doch sagen können, ob's besser ist als unser Spaten.“ Er spuckte den Wein gleich hinter sich auf den Boden und wollte die Kränke kriegen. Wir anderen, die der Besitzung des Zungenlandes (wie die Chinesen Deutschland nennen) mit angehört, belamten rote Köpfe und verdoppelten die Lebenswürdigkeit gegen uniere Vorkäcker. Aber die Chinesen taten, als ob sich der Gast nicht im geringsten schlecht benähme. Sie tauschten lächelnde, verbindliche Gespräche mit uns aus. Mein Nachbar half mir nach in der Kunst, die Gläserchen zu führen, und bald konnte ich ihm sagen: „Jetzt bin ich bereit, Chinesen zu werden, da ich nun auch diese Kunst kenne. Vorher wäre ich verunglückt.“ Er aber antwortete mir plötzlich ein wenig lachend auf deutsch: „Deshalb! Leben in China ein schlechtes Leben.“ Ich erschrak ein wenig vor diesem plötzlichen Deutsch. Der alte Herr aber lächelte lebenswürdig und legte mir geschäftig mit seinen Stäbchen schöne fette Schwämme in meine Schüs-

sel. Ich sollte ja nur nicht auf den Gedanken kommen, daß seine Worte vielleicht einen Tadel gegen meinen rothaarigen Landsmann enthielten.

Die Gerichte folgten sich rasch und zahlreich. Die Singmädchen gingen zwischen den Gästen umher, gossen ihnen Bierwein ein und reichten ihnen Speisen mit den Stäbchen in der Hand. Die dicke Derbe war nun bei dem leichtfüßigen Esfasser, der sprach Chinesisch, unterhielt sich aber meist international mit ihr. Die Chinesen belachten mit höflichem Späß die Streiche ihres Gastes. Aber die Mädchen lobten immer wieder zu ihren Landsleuten. Die Chinesen brachten sie von Beibe zu Beibe unauffällig zu uns zurück. Das fünfjährige Dirndlchen saß mit seinen dicken, hell geschminkten Backen, den fünf roten Tupfen auf Stirn und Nase, seinem farbigen Seidenkleidchen und den Blumen im Haar wie ein aufgeplustertes Vogel zwischen zwei Männern, die sie fütterten. Die Graue kam zu mir. Sie hob mit ihren Gläserchen einen Streifen des gewürzten Hühner-Schinkens hoch und schob ihn mir in den Mund. Sie schaute mich kalt und frech an. Ich lachte. Da ging sie wieder, ohne ein Wort gesagt zu haben. Als sie hinter dem Stuhl des schwebenden Bayern vorbeischrift, blickte sie auf dessen dicken roten Kopf hernieder und sagte mit einer raschen verächtlichen Grimasse im Rarm der Gespräche, wie von der Höhe einer Pagode herab für sich: „Note Schweineborsten!“ Der dicke Kaufmann übersehte es mir rasch, und wir lachten einander zu. Der schweigsame Mann neben mir warf dem Mädchen einen strengen Blick nach. Ich dachte daran, daß ich oft gehört hatte, die Chinesen duldeten keine Halbweibchen, die sich mit Europäern abgeben und es schien mir, als ob diese chinesische Dirne drüben Mangel dem Europäer unerschütterbar wäre, als ein Färchenmädchen Europas einem Pferdchen.

Der warme Bierwein rötete die Köpfe. Rapschen um Rapschen wurde getrunken. Aber er war nicht hart. Das Tischgespräch war begoffen von ihm. Die Speisen drängten sich. Ich habe mir einige Duzend Gänge gemerkt. Das Essen begann mit süßem Kuchen und gefüllten Taichferln (Mavioli). Der zweite Gang, eine feststehende Einrichtung chinesischer Gastmähler, bestand aus sechzehn verschiedenen Teilen, die alle zugleich auf den Tisch gesetzt wurden. Es waren: trockene Fische, Huhn, Ente, Schinken, Wurst in Schieken, Geflügelleder, überzuckerte Gurken und Kürbisse, kandierte Pfäumen und Birnen, kalte Pilze mit Rauch, Oliven, Äpfel in Sauce, Kaktanen, eingemachter ungeschöpfter Kohl und die berühmten, in der Erde schwarz gebräunten Entener, die für den europäischen Gaumen kein großes Fest, aber doch nicht übersehend waren. Danach folgten Krabben in Zucke, ein nächster Gang verband Krabben mit Bambussprossen. Nun kam eines der berühmten und teuren Gerichte, eine der National-Beischmedereien, die reiche Leute in ganz China auf ihrem Tisch haben: „Das Moos der tausend Jahre“, welche Pilze aus Szechuan. „Sie kosten 60 M. das Pfund“, sagte mein für solche Dinge eingetommener Nachbar. Auf die Pilze folgte die andere Nationaldelikatesse: Kalkfischfloss, Bambusmark in Brühe, gedackene Fischstäbchen, Laubener, feine Ente, Kotoserne in süßer Sauce und ein Haufen solcher Dinge, die für unsern europäischen Gaumen eine subtile flüchtige Fremdbildt schähen.

Diener stellten schöne große Kupferkessel auf den Tisch, in denen Wasser siedete. Um die Kessel herum wurden im Kreis verschiedene Sachen auf Schälchen angeordnet: zerhackter Salat, zweierlei roher Fisch und Nieren in seinen Schieken, Pommes de terre paille und rohe Kartoffelstücken, Rauch, eine dicke Sauce aus Pfäumen und Bohnen und daneben wurde auf ein Tellerchen ein Häuflein abgezupfter Blumen-

blätter der weißen Aker gelegt. Das war der „Dschua go“, der Akerkopf. Die Gäste leerten ihre Beintaschen in den Feuerbehälter unter dem Kupferkessel, zündeten es an und als das Wasser wallte, warfen wir alle die kleinen Dinge hinein. Zum Schluß kamen die Sternblätter. Nach einer Weile war das Gericht fertig. Man füllte seine Schalen und aß mit Porzellanlöffeln. Es war, als ob man einen herben Blumenduft ähe. Es wurde noch Rindfleisch gegeben. Aber niemand aß mehr. Die Mädchen waren schon aufgeregter und spielten mit einigen Gästen die chinesischen Fingerringe. Reiz beschloß als etwa dreißigter Gang das Festeffen. Die Ringpolente schien kein Rindfleisch, weil die Küche dem Menschen so viel Gutes tun. Für sie war der Reiz da. Es war nur ein Ringpolente am Tisch, mein schweigsamer Nachbar aber. Aber die Etikette wurde eingehalten. Aus Höflichkeit aß er ein paar Körner.

Ein Mädchen kam zu ihm. „Trink mit mir, Großpapa“, sagte sie und hob ihr Beintäschchen. Er gab ihr ernst und reserviert Bescheid und füllte, indem er sich verneigte, meine Tasse mit „Dan hju.“

Sie spielten schon alle am Tisch mit dem Mädchen. Sie spielten unser Spiel, Stein und Schere und ein anderes Händespiel, das „Chua hjuar“. Bei diesem Spiel erregten sich rasch die Hände der Männer und Frauen, wie ebie keine Tiere. Sie gerieten aus der ruhig und annuitig-vornehmen Feiertagsfeier ihrer schlanken Länge in eine leidenschaftliche Hektik. Ein Spieler suchte den andern irreführen. Die Finger slogen beim Niederzucken auf der Hand, wie Vögel, schwebten und kürzten fastüber wieder in die Faust, richteten sich allmählich lauernd nacheinander halb auf und sprangen, wenn der Arm ganz ausgestreckt war, plötzlich grad und steif, während von geschwungenen Lippen heftig die Zahl fiel, die gewinnen sollte. Da spielten zwei Hände dreifachmal rasch hintereinander das Spiel, ehe ein Mund die richtige Summe schrie, und dann toste der Jubel los und alle brüllten durcheinander, während der Verlierer häufig den Wein hinunterstürzte und hastig von neuem begann.

Diese wunderbaren Hände! Diese Märchen der Schöpfung, die über ganz China gebreitet waren und keinen Unterschied zwischen arm und reich machten. Diese blumenhafte Nasekränze! Bei uns waren sie einst verlichtigende Schönheitsräume verkleibter göttlicher Madonnenmaler. Hier wachlen sie, fleischgewordene Vorstellungen alter Schönheit, durch ein Land von Hunderten von Millionen Menschen.

Ich sah da, spielte mit und genierte mich meiner Hände und schaute immer und immer. Diese Hände waren fremde Ordbiden. Der Bayer hatte seine Hammelstagen fett und ohne Gedanken auf den Tisch aufgelegt. Es gefasch mir etwas Merkwürdiges, je länger ich dem Spiel der Hände zuschaute, um so fremder wurde ich, Europäer, mir selber. Und dennoch gab es einen unter uns, der, obwohl schlafäugig und mit aufgeregten Backenknochen, noch fremder in dieser Gesellschaft zu sitzen schien, als ich Luxemburger, das war der „Lampapa“ neben mir, der alte graue Mann aus Ningpo, der diese Szeltschönheiten verachtete und haßte.

Allmählich ging ein Mädchen nach dem anderen zuerst die Graue, Kalte und ihr Dirndlchen. Das dicke kleine Büchlein schüttelte sich schön die Hände zum Abschiedsgruß und verbeugte sich. Dann ging die Dicke. Und dann gingen die drei bunten Blumen. Einer jeden wurde in unserer Gegenwart vom Komprador zwei Papierdollars (30 M.) gegeben. Sie riefen: „Da hju!“ in die Gesellschaft hinein, großen Dank, und verschwand in der Tür. Um zehn Uhr war das Fest vorbei.

Core.

Ein Theaterroman.

Von Hermann Weisk.

(Nachdruck verboten.)

Core ging mit Sonnwaldt in den Saal. Herzlicher Beifall empfing sie. Ruhig, ohne Erregung ergariff sie die Noten. Sonnwaldt begann das Violin zum ersten Male.

Da sah Core ein Gesicht, das sie kannte. Das Blut frömte ihr in die Wangen.

In der dritten Reihe saß Hellmut Stauffer. An seiner Seite eine Dame, zu der er sich jedoch gewandt hatte.

Core fühlte, daß ihr Herz rascher schlug. Sie begann zu singen. Schleier lagen über den ersten Tönen. Schnell sang sie sich aber frei. Und ihre warme Stimme, der Rauber der starken Empfindung, die in den Tönen schwang, schlug die Hörer in Wahn. Beifallstürme riefen sie nach dem letzten Lied immer wieder auf das kleine Podium zurück.

Sie sah nachher, als Sonnwaldt mit dem Konzertmeister Freund im Musiksaal verschwunden war, allein im Künstlerzimmer. Stille Gegenstände kamen von draußen und woben einen zarten Duft um sie.

Am Hellmut Stauffer dachte Core, der erwartete ihr wieder in den Weg getreten war. Unruhe war in ihr, gegen die sie sich vergeblich wehrte. Wer ist die Dame an seiner Seite? grübelte sie und fühlte Mißstimmung in sich emporkleigen.

„Kommen Sie, Core! Wir wollen die Sache kurz und schmerzlos zu Ende bringen!“ unterbrach Sonnwaldt ihr Sinnen. Core hatte die Umwelt vergessen. Es war ihr entgangen, daß lauter Beifall dem Vortrag des Gletsers gefolgt war und dieser mit Sonnwaldt wieder das Zimmer betreten hatte.

Wie im Traum folgte sie Sonnwaldt.

Brahms tiefe, ergreifende Sprache, die nun aus Lores Geklang redete, zog noch engere Bande um sie und die Hörer. Ihre Seele, die mit einer plötzlich in ihr aufwachsenden Sehnsucht sang, trieb es hin zu dem Einen, an dem sie gesessentlich vorbeifasch.

In einer lauchigen Ecke der Kaffeestube saß sie nachher mit Annemarie Hauser und einigen Kollegen. Rasch war Fröhlichkeit in dem Kreise. Der seltsame Wahn, der über Lore gelegen hatte, seitdem Stauffer vor ihr erschienen war, wich. Sonnwaldt schritt an ihrem Tisch vorüber. „Um sechs Uhr wird das Konzert wiederholt“, rief er.

„Wollen Sie sich nicht zu uns setzen, Meister?“ fragte Oberleutnant Eschädt, einer der Festarrangure, der in jugendlicher Ausgelassenheit zwischen zwei Schaulustigen saß und ihnen allerhand übermäßige Dinge sagte.

„Ich möchte mich in der Bierstube von den Anstrengungen des Konzerts erholen!“ gab Sonnwaldt lachend zurück.

Annemarie Hauser, die es nicht lange an derselben Stelle hielt, bat: „Komme mit, Core! Wir wollen auch die anderen Räume besichtigen!“

Sie durchschritten die Gänge, von bewundernden Blicken verfolgt.

Plötzlich stockte Lores Fuß. Vor einer Verkaufsstube stand Stauffer; an seiner Seite die Dame, die Core im Konzert neben ihm gesehen hatte.

Rasch wollte Core vorbeigehen, da wandte Stauffer sich um. „Guten Tag, gnädiges Fräulein!“ Seine Begleiterin sah erstaunt auf.

„Gestatten Sie: meine Braut, Fräulein Fald, Fräulein Land.“

Lore sah in ein schönes, etwas herbes Antlitz, aus dem die Augen blühten.

„Meine Braut...“ Schmerzhaf brannten diese Worte Lore in die Seele.

„Sie haben sehr schön gesungen.“ sagte Fräulein Fald in gleichgültigem Tone.

Ein förmliches Gespräch schleppte sich mühsam zwischen ihnen hin. Lore erkannte, daß Stauffer heute ein anderer war als damals bei der Fahrt zum Theater. Seine Worte klangen unfrei; den trohen Ton seiner Stimme, den Core immer im Gedächtnis gehabt hatte, vermischte sie. Auch beugten sie die kühl beobachtenden Blicke der Anderen.

Sie war daher froh, als Oberleutnant Eschädt an ihrer Seite aufstach.

„Fräulein Land! Ich brauche Sie wie das tägliche Brot! Ich habe einen Handel mit Photographien von Mitgliedern des Theaters eröffnet. Die Käufer verlangen aber Unterschriften der Künstler. Ich habe angefragt gegen dreifachen Preis. Also müssen auch Sie unterschreiben! Schon der armen Kinder wegen, denen Sie mit Ihrem Namenszug unerhörte Gelder verschaffen!“

Rasch verabschiedete Lore sich von Stauffer und dessen Braut. Stauffers Gesicht hatte sich bei Eschädts Worten verfinstert.

„Ich hoffe, daß wir uns heute nochmals sehen!“ sagte er und verneigte sich förmlich.

„War der Herr, mit dem Sie vorhin sprachen, nicht der Bräutigam Stauffer?“ fragte Eschädt, während Lore gerade wieder ihren Namen unter eine Photographie setzte.

Sie nickte. „Die Dame“ fuhr Eschädt fort, „ist meines Willens die Tochter des rheinischen Hüttenwerkbesizers Fald.“

Wie kommt er zu diesem Mädchen? grübelte Lore, als sie nachher im Künstlerzimmer saß. Sie ist schön; aber Schönheit, die das Herz frieren läßt und keinen Frostschmelz duldet. Ob sie wohl lachen und sich freuen kann?

Beim Singen hatte Lore einen bitteren Geschmack auf der Zunge. Sie mühte sich in Stimmung zwingen. Mildes Schritts ging sie, als sie gendete hatte, in das Künstlerzimmer zurück.

Sie erschrak. Stauffer stand vor ihr. Einen Herzschlag lang griffen ihre Augen ineinander.

„Verzeihen Sie, daß ich hier eindrang,“ sprach Stauffer, Erregung zitterte in seiner Stimme. „Ich wollte Ihnen sagen, wie tief mich Ihr Gesang ergriffen hat.“

„Ich freue mich darüber,“ antwortete Core kühl, als sie es wollte.

Ein gequälter Zug stand in Stauffers Gesicht. Stodend sagte er: „Wir haben uns lange nicht mehr gesehen! Seit jenem ersten Abend nicht mehr.“

„Ja.“

Sie standen einander gegenüber und fanden lange keine Worte.

„Nach dem Konzert soll getanzt werden; darf ich Sie um einen Tanz bitten?“

Erwartungsvoll sah Stauffer sie an. In seinen Augen glühte sie vertonter Schein. Nun ist er wieder der Alte! dachte Core und fühlte, wie ihre Befangenheit wich.

„Wenn es Ihnen Freude macht, gerne!“

„Ich werde im roten Saal auf Sie warten.“

Feierlich sprang Lore auf. Schatten, die ihre Blicke verdimkelt hatten, wichen.

Sie war nachher mitten unter den Tanzenden. Es war ein Wettstreit unter den Herren, mit Lore Land zu tanzen. Uebermüthige Freude hatte Lore ergriffen.

„Das Leben ist so schön!“ sagte sie jubelnd zu Oberleutnant Eschädt und hielt aufatmend im Tange inne.

Sie erblickte Hellmut Stauffer, der an einer Säule lehnte und ihr die ganze Zeit mit seinen Blicken gefolgt zu sein schien. Rasch kam er auf sie zu.

(Fortsetzung folgt.)

